

MELANIE TREBER

T *Don't fear the* TIDES!



SEELENSCHATTEN 2

Roman

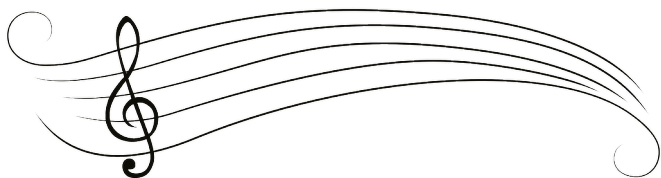
Melanie Treber

Don't fear the Tides!

SEELENSCHATTEN 2

Roman

*Für alle, die Achterbahnfahren lieben,
obwohl sie jedes Mal Angst davor haben.
(Oder gerade deswegen?
Es gibt selten nur eine Wahrheit.
Morgan würde sagen, »nie«,
aber da bin ich ausnahmsweise
nicht ganz seiner Meinung.)*



PROLOG

Wieder und wieder habe ich versucht, ihn zu finden: den einen Moment, der alles verändert hat. Der mich verändert hat. Warum? Nicht, weil ich ihn hätte verhindern wollen – nichts läge mir ferner! Es ist einfach wie ein winziger Juckreiz an dieser schwer erreichbaren Stelle zwischen den Schulterblättern. Man versucht, ihn zu ignorieren, aber das will einfach nicht klappen. Also bleibt einem schließlich nichts anderes übrig, als sich in alle nur denkbaren Richtungen zu verrenken, bis man sie endlich irgendwie erreicht, die Stelle.

Man sollte meinen, die Vergangenheit sei etwas Solides. Solider jedenfalls als die sich ständig wandelnde Gegenwart oder gar die Zukunft, die noch nicht einmal mit dem Verändern begonnen hat. Etwas also, das man in der Erinnerung fein säuberlich in mikroskopisch dünne Scheibchen zerteilen und analysieren kann, bis man sie gefunden hat, die Abweichung. Den Auslöser. Aber der erste Eindruck täuscht: Die Vergangenheit ist in etwa so solide wie ein scheinbar trockenes Fleckchen Erde in einem Sumpf. Wenn nach einem Unfall fünf Zeugen sechs verschiedene Geschichten erzählen, dann ist das keine böse Absicht. So sind wir Menschen eben. Erinnerungen sind

nicht nur etwas sehr Individuelles, sie führen auch ein Eigenleben. Sie wandeln sich im Lauf der Zeit.

Erst habe ich gedacht, es sei dieser Kuss gewesen, der von mir ausgegangen war während des ›Star Wars‹-Films. Aber das war natürlich Unsinn. Ein Kuss kann ein Anfang sein, aber er ist kein Auslöser, sondern ein Ergebnis. Von etwas, das schon davor begonnen hat. Im Waldhaus zum Beispiel oder noch früher, bei meinem ersten Besuch in der Villa. Wie ich es auch drehe und wende: Ich komme nicht dran, an die juckende Stelle. Weil meine Erinnerung mir nur das sagt, was ich ohnehin schon weiß. Sie ist ein Film, dessen Drehbuch ich selbst schreibe, während ich ihn mir ansehe. Sie beweist alles und nichts.

Wahrscheinlich gibt es dutzende Momente, in denen ich es zumindest hätte merken können. In denen ich hätte aufhören können, mich selbst zu belügen. Und Stefan, der das am allerwenigsten verdient hatte. Aber um den Auslöser zu finden, müsste ich zurückgehen können, um ihn noch mal zu erleben. Zurück zu der Zeit vor all dem, als Morgan für mich noch nichts weiter war als der Sänger meiner Lieblingsband.



Der Parkplatz wirkt schon ziemlich voll, aber als wir uns dem Eingang der Halle nähern, kann ich erkennen, dass der Eindruck täuscht: Die kleine Menschentraube, die sich ganz vorn in dem Korridor aus Absperrband gebildet hat, besteht aus fünfzig, höchstens sechzig Personen. Nicht perfekt, aber ziemlich gut, würde ich sagen.

»Na, zufrieden?«, feixt Stefan neben mir. Es ist ein Donnerstagabend im Mai, und er ist ganz gegen seine Gewohnheit schon nachmittags aus dem Büro verschwunden, damit wir ... nein, damit *ich* rechtzeitig hier sein kann, beim Abschlusskonzert meiner Lieblingsband für die diesjährige Tour.

Sobald wir uns am Ende der Schlange eingereiht haben, lege ich beide Arme um seinen Hals und küsse ihn. »Danke. Du bist ein Schatz!«

»Ich weiß.« Stefan gibt sich Mühe, nicht zu grinsen.

Es sind noch knapp zwei Stunden bis zum Einlass, und er ist bereit, sich so lange mit mir die Beine in den Bauch zu stehen, nur damit ich nachher möglichst weit vorne bin und einen guten Blick auf die Bühne habe. Er *ist* ein Schatz. Mein Schatz.

In diesem Jahr werden es acht Jahre, die wir zusammen sind. Vor sieben Jahren sind wir in sein Elternhaus gezogen. Da war natürlich anfangs einiges zu tun, bis Haus und Garten unseren Vorstellungen entsprochen haben. Als das geschafft war, hat Stefan begonnen, sehr ernsthaft an seiner Karriere zu arbeiten. Auch jetzt hat er schon wieder das Handy in der Hand und beantwortet Mails. Aber immerhin ist er hier, mir zuliebe. Nicht, dass er keinen Synthiepop mögen würde, im Großen und Ganzen hat er denselben Musikgeschmack wie ich. Er kannte sogar No Way!, die ich heute endlich mal wieder live sehen werde. Nur hat Stefan längst nicht mehr so oft das Bedürfnis, etwas zu unternehmen, im Gegensatz zu mir. Was allerdings auch daran liegen könnte, dass ich mittlerweile freiberuflich von zu Hause aus arbeite. Da kommt man nicht mehr viel unter Leute.

Ich verkneife mir einen selbstmitleidigen Seufzer und sehe mich in der Menge um, die inzwischen deutlich schneller wächst. Die meisten Fans scheinen ein paar Jahre älter zu sein als ich, eher Mitte bis Ende Vierzig als Ende Dreißig. Kein Wunder, No Way! haben 1986 die erste Single veröffentlicht, da war ich gerade mal zehn Jahre alt. Vor zwanzig Jahren hätten wir den halben Tag vor der Halle verbringen müssen, um einen halbwegs vernünftigen Platz zu bekommen. Als ich No Way! das erste Mal live gesehen habe, Ende der Neunziger, habe ich es so gemacht und stand tatsächlich ganz vorne. Dafür musste ich damals aber auch alleine hingehen, weil Lukas nicht einmal dann bereit gewesen wäre, mich zu begleiten, wenn ich ihm die Karte bezahlt hätte. Ganz anders als Stefan, der mich eingeladen hat ...

Ich riskiere einen Seitenblick zu meinem schwer arbeitenden Kavalier und lächle. Dann ziehe ich meinen kleinen MP3-Player aus der Jackentasche – neben etwas Geld und einem Päckchen Taschentücher das Einzige, das ich fürs Konzert eingesteckt habe – und stimme mich schon mal auf die Show ein.

Als vor uns endlich Bewegung in die Schlange kommt, hat Stefan zwei Telefonate geführt und liest seine Newsletter. Ich frage mich, wie lange wohl der Akku seines Handys noch halten wird. Wie immer bei solchen Events hat der Einlass sich verzögert. Wenigsten geht es jetzt ziemlich flott voran: Ich bin nicht die Einzige, die erst gar keine Handtasche mitgebracht hat, entsprechend schnell haben wir die Kontrollen hinter uns.

Kaum bin ich am Sicherheitspersonal und dem jungen Mann, der die Karten abreißt, vorbei, setzte ich ganz automatisch zum Spurt an, aber Stefan hält mich am Arm fest und schüttelt den Kopf. Ich habe mich schon halb losgerissen, als ich erkenne, dass er recht hat: Rennen ist gar nicht nötig, die Leute um uns herum bewegen sich lediglich in einer Art Stehschritt durch den Vorraum Richtung Konzerthalle. Ein weiterer Vorteil von etwas älterem Publikum.

Für die erste Reihe reicht es zwar diesmal nicht ganz, dafür haben wir einen Platz fast mittig vor der Bühne, und die beiden Mädels vor mir sind fast einen Kopf kleiner als ich.

Möglichst weit vorne zu stehen, hat zwei ganz große Vorteile: Erstens ist wider Erwarten das Gedränge und Geschubse deutlich geringer als irgendwo mitten im Pulk. Und zweitens, und das ist das eigentlich Entscheidende, fühle ich mich hier vorne sehr viel mehr als Teil des Geschehens als weiter hinten. Wenn man den Bandmitgliedern ins Gesicht sehen kann, und zwar wirklich in die Augen, nicht auf einer Videoleinwand, spürt man jede winzige Strömung. Nicht nur die Wogen von Energie, von sich gegenseitig pushenden Emotionen, die zwischen Publikum und Bühne hin und her schwappen wie ein lebendes Wesen, das dich packt und hochwirbelt, immer höher und höher, bis du glaubst, du könntest fliegen, wenn du jetzt, genau jetzt, die Arme ausbreitest.

Ganz vorn spürst du auch, was auf der Bühne selbst passiert. Du kannst es sehen, dieses halbe Lächeln, das keine Kamera einfängt, wenn der Sänger seinem Keyboarder ein Zeichen gibt. Oder wie der Gitarrist dem Roadie auf

die Schulter klopft, wenn der ihm die nächste Gitarre reicht. Für eine kleine Weile bist du ein Teil davon. Nicht faktisch gesehen, versteht sich, aber spielt das wirklich eine Rolle? Was ist echter in so einem Moment: das, was auf dem Papier steht, oder das, was du fühlst? Und nein, ich bin kein Stalker, jedenfalls nicht im normalen Leben, nicht außerhalb dieser magischen zwei Stunden. Aber wenn ich ganz viel Glück habe, sind es *meine* Augen, die die des Sängers einfangen; für einen Sekundenbruchteil nur, wenn er den Blick über all die Gesichter schweifen lässt. Die ersten zwei oder drei Reihen sind die, die er tatsächlich noch erkennen kann, trotz der blendenden Scheinwerfer. Dann strahle ich übers ganze Gesicht und kann sehen, wie dieses Strahlen erwidert wird, weil es im Grunde nur darum geht: Freude.

Oh, selbstverständlich kann Musik jedes Gefühl transportieren, und gar nicht so selten ist es die weniger fröhliche Sorte: Sehnsucht, Trauer, Schmerz. Aber am Ende überwiegt die Freude, jedenfalls bei mir. Und sei es nur darüber, mit diesen Gefühlen nicht allein zu sein; diesen Spinnwebfaden von Verbundenheit zu spüren, hauchzart und im nächsten Augenblick schon wieder zerrissen, davongewirbelt im stetigen Rauschen von Gedanken, von Wollen und Müssen und allem, was uns ausmacht und damit zugleich von allen anderen trennt.

»Jetzt könnte es dann wirklich langsam mal losgehen«, grummelt Stefan neben mir. Die Vorband, die weder besonders gut noch besonders schlecht war, hat ihren Auftritt beendet. Das Licht ist wieder an, und wie erwar-

tet hat Stefans Handy sich abgeschaltet. Auf der Bühne herrscht ein ständiges, unaufgeregtes Kommen und Gehen: Schlagzeug und Keyboard der Vorband werden abgebaut, die schwarzen Planen weggezogen, mit denen Instrumente und Bühnenaufbauten für den Hauptact verhüllt gewesen waren, Wasserflaschen bereitgestellt, Kabel geprüft.

Ein paar Mal branden um uns herum kleinere Jubelwellen auf: Entweder glaubt jemand, bereits ein Bandmitglied entdeckt zu haben, oder die Leute feiern sich einfach selbst, stimmen sich schon mal ein auf den großen Moment, wenn ...

... endlich das Licht ausgeht!

Für ein paar Sekunden ist es stockfinster in der Halle und ebenso still. Ich möchte wetten, dass wir alle gleichzeitig den Atem angehalten haben. Plötzlich leuchten drei große blaue Scheinwerfer über der Bühne auf und verlöschen wieder, dreimal hintereinander; ein geheimnisvolles Morsesignal. Wieder brandet Jubel auf, diesmal nicht nur vereinzelt. Die Scheinwerfer werden ein viertes Mal eingeschaltet, schwenken nach unten und fokussieren ihr Licht zu drei Kreisen auf der Bühne, in denen drei schattenrissartige Gestalten stehen, als wären sie die ganze Zeit schon hier gewesen.

Jetzt wird es richtig laut: Rufe, Pfiffe, Klatschen, Füßestampfen und hysterisches Kreischen bringen die Halle zum Beben. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die im Flugzeug nach der Landung applaudieren oder gar stumpf jeden 4/4-Takt mitklatschen, weil es alle anderen auch tun; aber jetzt gerade lasse ich mich einfach mitreißen. Stefan wirft mir einen leicht verzweifelten Blick zu und

drückt eine Hand auf sein linkes Ohr, das mir zugewandt ist. Ich lache. Dann enthüllt ein weiterer Scheinwerfer den Schlagzeuger, der die drei Mitglieder von No Way! auf Tourneen begleitet, und es geht endlich wirklich los.

Die nächsten zwei Stunden sind ein einziger musikalischer Rausch. Rein akustisch betrachtet haben wir vermutlich nicht die besten Plätze: Die Lautstärke ist nichts für empfindliche Ohren, und hier vorn haben die Bässe ein spürbares Übergewicht. Sie versetzen den Hallenboden in Schwingungen, die sich über die Fußsohlen in meinen ganzen Körper ausbreiten, und gelegentlich beschert mir ein besonders tiefes Wummern ein kurzes Druckgefühl in der Magengrube. Wenn ich Platz hätte, würde ich die Arme ausbreiten, um meine Körperfläche zu vergrößern; um das hier mit jeder einzelnen Pore aufzunehmen wie eine kühle Brise an einem heißen Tag.

Die Menschen um mich herum reagieren auf jedes kleinste Signal von der Bühne wie bei einer perfekt einstudierten Choreografie. Arme werden wellenförmig emporgerissen und wieder gesenkt, ein mehrstufiger Rhythmus exakt im Takt geklatscht und nicht nur die Refrains text sicher mitgesungen. Selbst Stefan trägt ein breites Dauergrinsen im Gesicht, das ihn um etliche Jahre jünger aussehen lässt. Er hat seine kleine Digitalkamera dabei, die Größe, die man auf Konzerte mitnehmen darf, und sorgt dafür, dass wir später etwas haben, um uns gemeinsam zu erinnern. Er wird dann ein wenig maulen, dass ein Großteil der Fotos unscharf oder verrauscht sei, weil die Objektive bei diesen kleinen Knipsen einfach nicht genug Licht

einließen. Und ich werde ihm sagen, dass ich sie trotzdem toll finde, die Fotos, weil ich nur die Augen schließen muss, um den Moment unverwackelt und in klaren, leuchtenden Farben vor mir zu sehen.

Ich bin froh, dass Stefan Fotos macht. Früher habe ich versucht, beides zu tun: den Moment zu erleben und ihn für später festzuhalten. Aber für ein gutes Foto muss man einen Schritt zurücktreten, man muss ihn von außen belauern, den Moment, um im richtigen Augenblick den Auslöser zu drücken. Und um ihn wirklich zu erleben, muss man mittendrin sein. Beides zur selben Zeit funktioniert nicht.

Diesmal leistet sich die Band nicht den kleinsten Fehler – okay, jedenfalls keinen, der mir auffallen würde –, und es gelingt mir auch nicht, den Blick des Sängers aufzufangen, als er am Schluss ganz nach vorn an den Rand der Bühne kommt, um sich zu verabschieden. »Thank you, Munich! You made this a perfect night, we love you!« Aber das macht nichts, es ist auch so ein fantastischer Abend.

Die Halle beginnt sich bereits zu leeren. Sobald das Licht anging, war den meisten Konzertbesuchern klar, dass es keine dritte Zugabe geben würde. Nur ein unermüdliches Grüppchen rechts von uns hört nicht auf, wieder und wieder den Refrain von ›Don't fight the rain‹ anzustimmen, in der Hoffnung, die Band doch noch mal herauszulocken. Ich sehe mich ein wenig unschlüssig um, überlege, ob es sinnvoll ist, sich jetzt schon der Menge anzuschließen, die in Keilformation auf die beiden großen Türen zustrebt, oder ob wir lieber noch ein wenig warten sollen, wenigstens, bis uns das Sicherheitspersonal verscheucht, damit die Roadies mit dem Abbau der Bühne beginnen können.

Da packt Stefan mich um die Taille und wirbelt mich einmal im Kreis herum. »Was suchst du denn, den Eingang zum Backstage-Bereich?«, lacht er.

Was für eine verlockende Idee ... Ich spüre, wie ich ein klein wenig rot werde. »Unsinn«, sage ich schnell. »Ich habe nur überlegt ...«

»... wo wir als Nächstes hin sollen? Eine wirklich gute Frage – auf die ich rein zufällig eine noch viel bessere Antwort habe!«

So aufgekratzt habe ich Stefan seit Jahren nicht erlebt. Ehrlich gesagt bin ich nicht sicher, ob ich mich überhaupt an einen ähnlichen Moment erinnern kann. Dazu kommt, dass es fast dreiundzwanzig Uhr ist; an einem Donnerstag. Eigentlich müssen wir beide morgen arbeiten, und wir werden noch gut über eine Stunde brauchen, bis wir zu Hause sind. Also wo könnte Stefan noch hinwollen?

Er scheint fast zu platzen vor Stolz und Vorfreude, als er einen einmal gefalteten, postkartengroßen Flyer aus der Gesäßtasche zieht und ihn mir hinhält. *Aftershowparty*, steht da in fetten Lettern, und etwas kleiner: *Die Kult-DJs Mickey und Donny Darko spielen eure Lieblingshits von No Way! (also alle!!) & das Coolste aus den 80ern!* Darunter ist eine Adresse angegeben und der Hinweis, dass man gegen Vorlage des Flyers ein Willkommensgetränk erhält. »Und?«, fragt Stefan.

»Da fragst du noch?« Ich muss mich beherrschen, um nicht auf und ab zu hüpfen wie ein Kind, dem man eben ein extragroßes Eis versprochen hat.

Während wir uns auf den Weg Richtung Ausgang machen, strecke ich Stefan die Hand hin, und er hält sie fest und schwingt sie beim Gehen hin und her. Wir führen

eines dieser Weißt-du-noch-Gespräche – weißt du noch, als wir mit Philipp auf dieser grässlichen Ü-30-Party waren und er unbedingt beim Karaoke mitmachen wollte? – und stolpern schließlich kichernd und immer noch händchenhaltend über den Parkplatz. Wenn uns jetzt ein Polizist sehen würde, müssten wir vermutlich mehr als nur einen Alkoholtest machen.

Es ist weit nach ein Uhr nachts, als wir die Party schließlich verlassen, endgültig müde und ein zweites Mal ordentlich durchgeschwitzt nach diversen Abstechern auf die Tanzfläche, die sonst für uns beide eher untypisch sind. Jetzt bin ich ganz sicher, dass ich Stefan so noch nicht erlebt habe – hoffentlich gehen No Way! bald wieder auf Tour!

Wir sind erst ein kurzes Stück Richtung Autobahn gefahren, als Stefan plötzlich den Blinker setzt. »Ich bin am Verhungern, du auch?« Er parkt direkt neben dem Eingang eines Fastfood-Lokals. Ein Leuchtschild verkündet, dass dieser Burger King vierundzwanzig Stunden geöffnet hat, trotzdem stehen außer unserem lediglich noch zwei weitere Autos auf dem Parkplatz, ein kleiner schwarzer Peugeot und eine silberne Mercedes-Limousine mit Hamburger Nummernschild.

»Mietwagen«, meint Stefan achselzuckend mit Blick auf den Mercedes. Es hat irgendetwas mit der Steuer zu tun, weshalb die großen Mietwagenanbieter ihre Fahrzeuge nur in bestimmten Städten zulassen.

Stefan verschwindet in Richtung Toiletten, um sich vor dem Essen noch schnell die Hände zu waschen. Ich

schlendere schon mal in den Hauptraum, essen will ich nämlich um die Uhrzeit definitiv nichts mehr.

Viel gibt es nicht zu sehen: einen müde wirkenden jungen Mann hinter der Theke, an der einzigen von vier Kassen, die in Betrieb ist; eine ältere Frau, die eben einen frischen Korb mit Pommes ins Frittierfett hängt; ein Pärchen, so um die Zwanzig, ganz hinten in der Ecke – eher Peugeot als Mercedes, würde ich sagen; und drei Männer an einem etwas größeren Tisch an der langen Fenster-scheibe zum Parkplatz. Keine Anzugträger – ich erkenne zwei Kapuzenpullover –, aber schon etwas älter, da traue ich mich wetten, obwohl die beiden Kapuzenpullis mit dem Rücken zu mir sitzen und dabei den dritten Mann größtenteils verdecken. Das sind dann wohl die Mietwagen-Fahrer.

Weil ich sonst nichts zu tun habe, frage ich mich, was sie wohl in München machen: Wie Geschäftsreisende sehen sie jedenfalls schon mal nicht aus, Touristen vielleicht? Aber würden die nicht eher in einer urigen Wirtschaft essen als in einem Burger King? Okay, um halb zwei Uhr nachts ist das wohl eher keine Option ...

Während ich mir ausmale, dass die drei einen Männer-Urlaub machen und so wie wir gerade von einer heißen Party kommen, beugt der eine Kapuzenpulli, der direkt am Fenster sitzt, sich ein wenig nach vorn und dreht den Kopf zur Seite, als wolle er auf den Parkplatz hinaussehen. Jetzt blickt er auf die nachtschwarze Scheibe wie in einen Spiegel. Für einen Augenblick, der die Zeit stillstehen lässt, kommt es mir so vor, als würde er mir direkt in die Augen sehen. Er betrachtet mein Spiegelbild, während ich seines betrachte. Unsere Abbilder sind einander viel zu

nah, auf eine intime, schutzlose Weise in dieser flüchtigen anderen Wirklichkeit einer nächtlichen Glasscheibe.

Etwas trifft mich wie ein Stromschlag, fährt britzelnd durch meinen ganzen Körper und lässt mich nach Luft schnappen. Zwar war der Blickkontakt sicher nur eingebildet. Aber dieses Gesicht in der Scheibe – das habe ich heute Abend zwei Stunden lang fast unverwandt angestarrt.

»Das glaube ich jetzt nicht!«, höre ich mich selbst viel zu laut sagen.

Das Pärchen lässt sich nicht bei seiner Unterhaltung stören, aber die drei am Fenster drehen sich sofort nach mir um. Fast, als hätten sie so etwas erwartet.

Jetzt kann ich alle drei Gesichter ganz deutlich erkennen und schlage mir sicherheitshalber die Hand vor den Mund, bevor ich auch noch anfangen zu kreischen oder mindestens dummlich zu grinsen. Wenn ich nicht buchstäblich am Boden festgewachsen wäre, würde ich schleunigst die Flucht ergreifen. So hatte ich mir das nämlich ganz und gar nicht vorgestellt. Ich kann fühlen, dass ich vom Scheitel bis zu den Zehenspitzen glühe, womit ich vermutlich jeder reifen Tomate die Show stehle. In meinen Tagträumen war ich souverän und höflich, freundlich, ohne anbiedernd zu sein – eben das genaue Gegenteil eines hysterisch kichernden Groupies mit dem Intelligenzquotienten einer Tomate! Allerdings ist es mittlerweile auch etliche Jahre her, dass ich mir solche vollkommen unwahrscheinlichen Begegnungen ausgemalt habe. O Gott, hoffentlich kann ich das möglichst schnell vergessen!

Wie zu meiner Rettung taucht in dem Moment Stefan neben mir auf. Nur dass er mich keineswegs rettet, son-

dern mich einfach mit sich zieht, auf den Tisch am Fenster zu. Wenn ich jetzt wegzulaufen versuche, wird das Ganze höchstens noch peinlicher, also lächle ich, so gut ich eben kann. Stefan fragt nach einem Autogramm für mich, es folgt ein kurzer Wortwechsel und meine Welt schlägt ein paar Saltos und landet im Kopfstand.

Plötzlich spielt es keine Rolle mehr, dass ich mich noch immer fühle, als hätte ich vierzig Grad Fieber. Und vermutlich auch so aussehe, von meinem verschwitzten T-Shirt ganz zu schweigen. Ich sitze auf einer harten Plastikbank an einem Tisch in einem Fastfood-Restaurant – und mir gegenüber sitzt der Sänger meiner Lieblingsband und lächelt mich an, mit diesem Strahlen, das die Sonne heller scheinen lässt. Ja, auch mitten in der Nacht. Nur dass er diesmal wirklich *mich* dabei ansieht. Morgan Garrett, deutsche Mutter, amerikanischer Vater; das ist so ziemlich das Einzige, was ich über ihn weiß. Ich habe mir zwar durchaus gerne vorgestellt, wie es wäre, ihn zu treffen. Aber was für ein Mensch er ist, das wollte ich mir lieber von seiner Musik erzählen lassen als von der Klatschpresse.

Ich möchte mich kneifen, weil ich absolut sicher bin, dass das hier gerade nicht wirklich passiert. Entweder habe ich einen ganz besonders lebendigen Traum – oder wir hatten auf der Heimfahrt einen Unfall, den der Schock gnädigerweise direkt wieder aus meinem Gedächtnis gelöscht hat. Dann erlebe ich gerade das Pendant zum Film des eigenen Lebens, der in den letzten Momenten an einem vorbeiziehen soll: Stattdessen erfüllt mir mein bestens ausgestattetes Vorstellungsvermögen noch schnell einen heimlichen Traum. Ich bin mir allerdings nicht

sicher, ob in meinen letzten Momenten auf dieser Welt tatsächlich »Alle Kinder«-Witze erzählt werden sollten. Die fand ich schon nicht so wahnsinnig komisch, als sie noch aktuell waren. Hm. Eigentlich fühlt sich das Ganze doch recht wirklich an: In einem Traum würde sich Alex, der Gitarrist, vermutlich auch keinen Ketchup vom Pulli tupfen.

Mit einiger Verspätung fällt mir nun doch noch etwas ein, das ich No Way! immer schon mal fragen wollte, weil sie in Interviews höchstens ausweichend darauf antworteten: wie sie auf den Namen für ihre Band gekommen sind.

»Das war einfach ein spontaner Einfall ...«, beginnt Morgan die übliche Geschichte, aber Alex unterbricht ihn. »Ach, komm schon, erzähl's ihr! Sie ist doch keine Klatschreporterin.«



Vielleicht war das der Moment: Selbst Stefan neben mir habe ich nur noch am Rande wahrgenommen, die ganze Welt schien sich für einen Sekundenbruchteil diskret zurückzuziehen. Ich habe nur auf Morgans Gesicht geachtet, die kaum merkliche Veränderung in seinem Lächeln. Den Schatten, den ich nicht als das sehen wollte, was er war, und der mich doch unwiderstehlich angezogen hat. So vertraut. Als würde man in einer riesigen Menschenmenge voller Fremder feststecken, die einen unaufhaltsam auf ein unbekanntes Ziel zuschiebt, und würde plötzlich ein bekanntes Gesicht entdecken.

Ich weiß noch, dass ich mich reflexartig vorgebeugt habe, kurz vor meinem Versprechen, dass von Stefan und mir ganz sicher niemand etwas erfahren würde. Aber ich habe keine Ahnung, was ich Morgan sonst noch versprochen habe in diesem Augenblick, ohne Worte. Was es war, das ihn dazu bewogen hat, Stefan und mir von seinem Vater zu erzählen.

»No way« sei die Antwort gewesen, die er seinem Vater gegeben habe, als der darauf bestand, er solle erst sein Jurastudium abschließen, bevor er seinetwegen ein Jahr damit vertrödeln dürfe, Musik zu machen. So hat Morgan das ausgedrückt. Damals wusste ich noch nicht, dass er zum Zeitpunkt dieses Gesprächs bereits in Deutschland gelebt hat, dass der Anruf der letzte Versuch seines Vaters war, ihn nach Hause zu holen. Oder dass dieses Telefonat das letzte Mal gewesen ist, dass die beiden miteinander gesprochen haben. Und dass Morgan dabei das letzte Wort hatte: »No way!«

Das alles habe ich erst viel später erfahren, bruchstückhaft, aus diversen Andeutungen. Trotzdem war mir auch damals sofort klar, dass ich gerade auf brüchiges Eis spaziert war. Eigentlich ist so eine persönliche Geschichte nämlich ein ziemlich guter Aufhänger für die Presse. Es musste also mehr als nur eine längst vergangene Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Sohn dahinter stecken, wenn Morgan so ein Geheimnis daraus machte. Ich habe ihm ein weiteres Mal versichert, dass Stefan und ich die Geschichte für uns behalten würden, und nach einem winzigen Zögern, einem weiteren Sekundenbruchteil, in dem er meinen Blick festgehalten hat, war das strahlende Lächeln wieder da, als wäre es nie fort gewesen.

Später war ich überzeugt, dass meine überreizte Fantasie mir in dieser Nacht einen Streich gespielt hat. Ich war überdreht und übermüdet und hatte gegen jede Wahrscheinlichkeit den Mann getroffen, den ich erst wenige Stunden zuvor wie ein Teenager angehimmelt hatte. Typischer Fall von Promi-Hysterie – am besten ignoriert man so etwas, bis es sich von selbst wieder legt. Aber das tat es nicht. Stattdessen hat Morgan mich drei Monate später angerufen. Und ich bin zu ihm gefahren.

Was hätte ich denn sonst tun sollen?

Bis heute weiß ich nicht, ob ich wirklich eine Wahl hatte.

Ich hätte natürlich vor diesem Burger King im Auto warten können, während Stefan sich etwas zu Essen holt, aber warum hätte ich das tun sollen? Abgesehen davon hat Stefan etwas gegen Essen im Auto. Er macht sich immer Sorgen, dass die hellen Ledersitze etwas abbekommen könnten.

Was danach passiert ist ... Wenn ich darüber nachdenke, ob ich irgendwo einen anderen Weg hätte einschlagen können – unabhängig davon, ob ich das auch hätte tun *wollen* –, sehe ich Morgans Augen vor mir, in diesem winzigen Moment, in dem das Lächeln verschwunden war, um etwas preiszugeben. Etwas, von dem er gewollt hat, dass ich es sehe, warum auch immer. Ich glaube nicht, dass er darüber nachgedacht hat, was ich damit anfangen würde. Es war eine spontane Entscheidung, einem seltsamen und unwahrscheinlichen Moment geschuldet. Und doch war es eine Entscheidung, bewusst getroffen. War es das, was ich in Wahrheit wissen wollte? Dass es kein Zufall war, jedenfalls nicht nur?

Morgan hat beschlossen, ein Risiko einzugehen mit mir. Er ist von dieser Klippe gesprungen, ohne zu wissen, wie die Landung aussehen würde. Der Sprung hätte auch vollkommen unspektakulär verlaufen und gleich wieder vorüber sein können. Aber das ist er nicht. Noch dauert er an.

Ein paar Mal sah es nach einer verdammt harten Landung für ihn aus, nach scharfkantigen Felsen unter der trügerisch glatten Wasseroberfläche. Jetzt gerade scheint das Wasser tief und klar und sonnenwarm zu sein, perfekt zum Eintauchen. Aber auch dieser Eindruck kann täuschen. Nichts ist unveränderlich. Und *meine* Felsen sind bei weitem nicht die einzigen, die da unten auf ihn lauern könnten. Außerdem habe ich längst selbst den Sprung gewagt, da ist kein sicherer Boden mehr unter meinen Füßen.

Fallen oder Fliegen?

Ich weiß es nicht, vorläufig spielt es auch keine Rolle. Jedenfalls bis zur Landung. Oder eben dem Aufprall. Dafür stellt sich mir so zuverlässig, wie morgens die Sonne aufgeht, eine neue, viel entscheidendere Frage: Wie hält man jemanden fest, wenn man selbst keinen Halt hat?

MORGAN



Auf manchen Seelen liegen Schatten.
So hat Franziska das ausgedrückt, irgendwann im Lauf dieser ersten drei Tage, die sie hier verbracht hat; nachdem ich sie angerufen hatte, mitten in der Nacht, vor bald zweieinhalb Jahren. Damals dachte ich noch, es wäre Nora, die mir so sehr fehlt, dass ich mich selbst kaum ertrage. Dass ich es nicht aushalte, allein zu sein mit mir. Dabei gehöre ich nicht gerade zu den Menschen, die ständig Gesellschaft brauchen.

Franziska hatte ich zu diesem Zeitpunkt nur ein einziges Mal getroffen, etwa drei Monate vor meinem Anruf. Eine Zufallsbegegnung in einem Burger King in München. Alex, der alte Fast-Food-Junkie, hatte darauf bestanden, dass wir nach dem letzten Konzert unserer Tour dort den Abend ausklingen lassen. Mir war es lieber gewesen als die Hotelbar: Das Ende einer Tour macht mich immer etwas sentimental, da ist Alkohol nicht unbedingt die beste Wahl.

Knappe zwei Stunden saßen wir da zusammen: Sven, Alex, ich – und Franziska und Stefan. Ich weiß, was in diesen zwei Stunden passiert ist: gar nichts. Alex und ich haben alberne Witze erzählt, alle hatten Spaß. Ich habe Franziska ein Autogramm gegeben, dann habe ich ihr und Stefan für die nächste

Tour Backstage-Pässe versprochen, und wir haben Handy-nummern ausgetauscht. Das war's.

Trotzdem könnte ich schwören ... Es ist, als hätten diese zwei Stunden zweimal stattgefunden: einmal in einem Fast-Food-Restaurant mit fünf Leuten und einmal ... irgendwo anders. Nur mit ihr.

Es ist unmöglich, einen Menschen zu vermissen, den man nicht kennt. Ebenso unmöglich, wie einen Menschen zu kennen, mit dem man lediglich zwei Stunden lang über spätpubertäre Witze gelacht hat. In meinem Alter weiß man solche Dinge. Was nichts daran ändert, dass ich Franziska angerufen habe in jener Nacht, etwa drei Wochen, nachdem Nora mich zum siebten und vorletzten Mal verlassen hatte. Und sie ist zu mir gekommen, einfach so.

Natürlich hat Nora mir gefehlt. Seit fünfzehn Jahren waren wir damals zusammen. Und wir haben uns geliebt, mehr als gut war für uns beide. Ich wollte etwas, das sie mir nicht geben konnte, und sie wollte jemanden, der ich nicht sein konnte.

Auf manchen Seelen liegen Schatten.

Ich wusste sofort, was Franziska damit meint. Sie ist in beinahe allem das exakte Gegenteil von Nora. Wo Nora mich, wenigstens am Anfang, hat glauben lassen, dass ich ein Held sein könnte für sie, da lässt Franziska mich zweifeln, ob ich es aushalte, sie bei mir zu haben – ob ich ihr wirklich gerecht werden kann oder ob ich ihr zu viel zumute. Ob ich uns beiden zu viel zumute, am Ende.

Auf manchen Seelen liegen Schatten. Nora wusste nichts davon, bis sie mir begegnet ist. Franziska weiß alles, was es darüber zu wissen gibt.

Nora ist ein fröhlicher, selbstbewusster Mensch. Eine eins sechzig kleine, zierliche, rotmähnlige Löwin – mit scharfen

Krallen, wenn sie will. Franziska zweifelt grundsätzlich an allem, am meisten vermutlich an sich selbst. Sie bewegt sich durch ihr Leben wie über eine viel zu dünne Eisschicht, die jederzeit brechen könnte. Nur tut sie das mit einer seltsamen Gelassenheit. Mir ist noch nie ein Mensch begegnet, der eine so tiefsitzende Angst hat und gleichzeitig eine solche Kraft ausstrahlt. Wenn ich sie mit einem Tier vergleichen sollte, würde ich am ehesten an eine Gazelle denken, die ganz entspannt neben einem Löwenrudel grast; nicht etwa, weil sie die Raubkatzen im hohen Gras noch nicht bemerkt hätte, sondern weil diese latente Bedrohung so sehr zu ihrem Leben gehört, dass sie erst darauf reagiert, wenn die Jäger wirklich Ernst machen.

Nora war mein Fluchtweg vor mir selbst, die Verheißung eines Lebens, nach dem ich mich gesehnt habe, eines Menschen, der ich sein wollte – obwohl ein Teil von mir stets wusste, dass ich das gar nicht kann. Es ist wohl keine große Überraschung, dass es dauerhaft nicht funktioniert hat. Franziska dagegen ... Ich weiß es nicht. Vielleicht ist sie der einzige Spiegel, in den zu blicken ich ertrage. Ein Spiegel, der die Schatten so zeigt, wie sie sind: ohne Wertung und ohne mir das Gefühl zu geben, sie verbergen zu müssen.

Ich möchte sie beschützen und weiß, dass ich auch das nicht kann. Weil ich dazu nämlich bei mir selbst anfangen müsste. Ich habe sie von Stefan fortgelockt, wo sie sicher war. Aber ich habe ihr auch etwas zurückgegeben, das sie verloren hatte. Was wiegt schwerer?

Auf manchen Seelen liegen Schatten. Sie sind da, ob wir es nun wollen oder nicht, wie Leberflecke. Wie wird man einen Schatten los? Jedenfalls nicht, indem man das Licht löscht, dann sitzt man lediglich komplett im Dunklen. Man könnte

stattdessen versuchen, zu entfernen, was auch immer den Schatten wirft. Was es auch ist, auf das man dann verzichtet: Es hat vermutlich mehr getan, als nur einen Schatten zu werfen. Sind sie denn wirklich so furchtbar, dass wir sie unbedingt loswerden müssen, unsere Seelenschatten? Es gibt keine Schatten ohne Licht. Das ist die andere Hälfte der Wahrheit.

Natürlich braucht Franziska im Grunde gar keinen Schutz. Sie weiß es vielleicht nicht, aber sie ist die Stärkere von uns beiden. Die Frage ist also wohl eher, ob ich es aushalte, kein Held zu sein. Nichts weiter zu sein als ich selbst.

Mit den ersten Takten von ›Don't fight the rain‹ macht mich mein Handy auf den Eingang einer WhatsApp aufmerksam. Ich habe Franziska nach ihrem Lieblingssong gefragt, weil ich ihr einen eigenen Klingelton zuordnen wollte. Ihre Antwort war nicht gerade eine Überraschung, trotzdem ist es merkwürdig, einen unserer Songs aus meinem Telefon kommen zu hören. Als wäre ich ein wenig zu eingenommen von unserer Arbeit. Ich werfe einen Blick auf die Nachricht: Franziska hat die Autobahn verlassen – höchste Zeit, dem Nudelwasser ordentlich einzuheizen!

Während ich darauf warte, dass das Wasser kocht, erscheint mir die Zeit, die bis zu Franziskas Ankunft bleibt, gleichzeitig zu kurz und zu lang; je nachdem, ob ich es aus der Perspektive des Abendessens oder meiner eigenen betrachte. Zeit ist ein Phänomen, das ich umso weniger verstehe, je mehr ich darüber nachdenke. So gesehen hat sie wohl etwas mit mir gemein ...

Okay, Spaß beiseite. Es ist jetzt sechs Wochen und zwei Tage her, dass ich Franziska in diesem Café getroffen habe. Dass sie

»Ich kann nicht« gesagt hat und ich nur hoffen konnte, dass sie sich irrt und ich recht behalte. Dass ich nach Hause gefahren bin, ohne zu wissen, ob ich sie je wiedersehen würde. Wie kann es sein, dass sich die Erinnerung an diesen Tag gleichzeitig anfühlt wie ein ferner Traum und so lebendig, als würde das alles genau jetzt passieren?



Ich kann unmöglich schlafen in dieser Nacht, wie auch? Es gibt zu viele Möglichkeiten. Zu viele Wenns und Vielleichts, zu viele Abers. Einerseits bin ich mir so sicher, es diesmal richtig gemacht zu haben – andererseits raubt mir die Angst beinahe den Verstand, dass sie sich trotzdem gegen mich entscheiden wird. Dass sie das Verlässliche und Kontrollierbare eines Lebens ohne mich vorzieht. Also gehe ich im Wohnzimmer auf und ab und bleibe ab und zu an der Glasfront stehen, um auf den dunklen Garten hinauszublicken. Im Haus brennt kein Licht, damit die Scheibe nicht zu einem Spiegel wird. Trotzdem ist da draußen absolut nichts zu sehen, das mir irgendeine Art von Antwort geben könnte. Ich kann beim besten Willen nicht sagen, warum ich meine Schritte dennoch immer wieder ans Glas lenke.

Die Boxen meiner Surround-Anlage lassen den Raum noch größer klingen, als er ohnehin schon ist. Meine Wanderung wird in die warmen, melancholischen Klänge von ›Unversed In Love‹ gehüllt, ein altes De/Vision-Album, das meine Nerven beruhigen soll. Es läuft inzwischen wahrscheinlich zum neunten oder zehnten Mal, nach dem vierten habe ich aufgehört zu zählen. Eben wispern die sphärischen Windböen

durch den Raum, die ›Like A Sea Of Flames‹ ankündigen, als draußen über der Haustür das Licht angeht.

Es ist kurz vor fünf Uhr morgens am dritten Dezember. Noch ist es stockfinster. Die LED-Lampe über der Tür ist nicht besonders hell, und das Licht hat einen weiten Weg: Von den beiden kleinen Fenstern im Eingangsbereich muss es sich durch etwas mehr als die Hälfte des Hauses kämpfen. Dann erreicht es das Sofa, vor dem ich gerade stehe. Mit dem Rücken zur Glasfront, sonst hätte ich es vielleicht gar nicht gesehen. Ein weiterer winziger Zufall. Wenn man an Zufälle glaubt.

Für den Bruchteil einer Sekunde starre ich beinahe geblickt auf diesen kaltweißen Schimmer, der einen Pfad vom Sofa zu meiner Haustür bildet. Eine Aufforderung. Eine Chance – aber eine zeitlich begrenzte. Jetzt oder nie. Ich falle beinahe über meine eigenen Füße bei dem Versuch, die Strecke in einer neuen Rekordzeit zurückzulegen. Schon habe ich die Hand auf der Klinke, um die Tür aufzureißen, hole dann aber doch lieber noch mal tief Luft und ziehe sie ganz behutsam auf.

Obwohl Franziska direkt unter der Lampe steht und ich sie deutlich sehen kann – in Jeans und Stiefeln und einer unförmigen Winterjacke, das honigfarbene Haar zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden, aus dem sich wie immer ein paar kinnlange Strähnen gelöst haben –, kann ich kaum glauben, dass sie wirklich hier ist. Wie beim allerersten Mal scheint es zu unwahrscheinlich, zu sehr meinem verzweifelten Wunsch zu entsprechen, um real zu sein. Und genau wie damals ist ihre Hand, mit der sie vielleicht die Klingel hatte drücken wollen, schon wieder im Sinken begriffen. Mein Zeitfenster schließt sich bereits.

Das lässt sie augenblicklich um einiges realer wirken. Ich wage nicht, mich zu rühren, als ob die leiseste Bewegung sie

verscheuchen könnte wie ein scheues Tier. Eine ganze Weile steht sie einfach nur da und sieht mich an, wobei ich keineswegs sicher bin, dass sie wirklich mich sieht. Ihre Miene zeigt ihre Gefühle so deutlich wie die spiegelglatte Oberfläche eines Sees den Himmel und die Wolken, die darüber ziehen: Unsicherheit, Furcht, Erstaunen, Hoffnung; und dann, ganz plötzlich, Freude. Rein und ungetrübt.

In dem Moment erlischt das Licht über der Tür. Wir haben uns zu lange nicht gereggt, der Bewegungsmelder war der Meinung, es sei niemand mehr hier. Die Dunkelheit einer bewölkten Winternacht hüllt uns ein, und Franziskas Gesicht ist nur noch ein heller Schemen, der vor mir schwebt, nicht mehr als eine Armlänge entfernt und dennoch unerreichbar. Ich balle die Finger zur Faust, um nicht versehentlich die Hand auszustrecken. Um nicht zu versuchen, einen Traum durch eine Berührung zu zwingen, in die Realität hinüberzuwechseln, weil ihn das nur platzen lassen würde wie eine Seifenblase, die für Berührungen nun mal nicht geschaffen ist.

Jetzt, wo nichts mehr meinen Blick ablenkt, kann ich die Kraft spüren, die von Franziska ausgeht, diese stete Flamme, die in Regen und Sturm vielleicht zischt und flackert, aber niemals ganz erlischt. Auch wenn sie zuletzt zu einem winzigen Funken heruntergeglommen war, durch meine Schuld. Nun brennt sie wieder hell und klar, und ich kann ebenfalls spüren, wie sehr ich sie brauche – sie schon immer gebraucht habe, lange bevor wir uns begegnet sind. Was ich ihr auch geben kann: Ich brauche sie mehr als sie mich. Diese Erkenntnis sollte mich nicht so sehr überraschen, aber sie tut es. Und sie lässt mich zögern. Beinahe weiche ich zurück, vergrößere den Abstand zwischen uns auf etwas Sicheres. Etwas, das sich vielleicht nie wieder überbrücken lässt.

Da stemmt sich der Mond hinter einer Wolke empor und gießt silbriges Licht auf meine Türschwelle, und Franziska lächelt und macht einen Schritt auf mich zu, direkt in meine Arme. Ich kann sie nur festhalten, stumm, mir sind sämtliche Worte abhandengekommen. In meinem Kopf dröhnt ihr Herzschlag, den ich an meiner Brust spüre: *ba-bamm, ba-bamm, ba-bamm* ... Ein Trommelwirbel, der sich mit einer Melodie verbindet, zart zuerst und leise wie Sommerregen, um dann zu einer gigantischen Welle anzuschwellen, die sich genau über mir bricht, auf mich hinabstürzt und mich fortspült, to the shore of another day ...

Ich ringe nach Luft und weiß nicht, ob ich das wirklich aushalte. Ich habe nicht geglaubt, dass ich das noch einmal fühlen würde, diese überwältigende Intensität, die keinen Platz lässt für Gedanken; nichts als rauschendes, wirbelndes, wunderbares Chaos. Ich dachte, diese Art zu fühlen wäre Teenagern vorbehalten.

Und doch ist etwas anders: Wo sich damals das Glück ganz langsam, fast zähflüssig, mit einer wagen Furcht gemischt hat, mit einer Ahnung davon, was Verlust bedeuten könnte, da manifestiert sich heute dank hinreichender Erfahrungen eine sehr konkrete Angst. Ich keuche und frage mich noch mal, ob ich ihr zu viel versprochen habe, ob ich ... Ob ich wirklich so ein jämmerlicher Feigling bin, der sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet! Herrje, fange ich jetzt ernsthaft damit an, mir mehr Gedanken um das zu machen, was sein *könnte*, als um das, was *ist*? Leben können wir nur im Augenblick, daran kann alle Planung dieser Welt nichts ändern. Und auch nicht daran, dass der Augenblick flüchtig ist, vergangen in dem Moment, in dem wir uns seiner bewusst werden. Um dem nächsten Platz zu machen, und immer so weiter ...

Okay, das reicht jetzt!

Als die Kälte, die von draußen herein drängt, meine Gesichtshaut taub zu machen beginnt, angle ich etwas ungeschickt mit dem Fuß nach der Haustür, um sie zuzustoßen, weil ich Franziska nicht loslassen kann, nie wieder. Meine Finger haben sich ins Rückenteil ihrer Jacke gekrallt, die vorne offen ist und ihr ein Stück von den Schultern rutscht. Ich konzentriere mich auf ihren warmen Atem an meinem Hals und bringe endlich ein zittriges »Hey« zustande. Sie antwortet mit einem leisen Lachen.



Die Erinnerung wirkt auch jetzt wieder so real, dass ich gleichzeitig grinse wie ein Idiot und ein Frösteln unterdrücken muss, weil ich nicht weiß, was überwiegt: Freude oder Angst. Was, wenn es Franziska genauso geht?

Ich bin es gewohnt, zwischen Extremen zu leben: zwischen der schallisolierten Eremitage meines Studios, zurückgeworfen auf mich selbst, und der rauschhaften Ekstase einer Konzerthalle voller jubelnder Menschen, um nur ein Beispiel zu nennen. Es gibt Tage, an denen ich nicht besonders gut damit zurechtkomme, das möchte ich nicht leugnen. Trotzdem will ich es nicht anders haben, nicht mehr.

Aber Franziska? Sie hatte sich mit Stefan ein Leben ausgesucht, in dem es keine Tiefen, aber dafür auch kaum Höhen gab. Ich wollte ihr zeigen, dass sie etwas verpasst auf diese Weise. Weil ein Vogel zum Fliegen geboren ist und nicht dazu, in einem Käfig zu sitzen, wie groß und golden er auch sein mag. Weil leben bedeutet, zu fühlen. Weil es

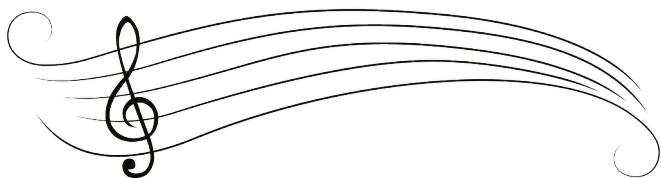
ohne Schatten auch kein Licht gibt, jedenfalls nicht für uns.
Weil ...

Weil ich sie an meiner Seite haben will. Weil ich nicht mehr allein sein möchte in den Schatten. Weil ich sie brauche. Weil ich sie liebe.

Ich.

Das ist nicht unbedingt das Pronomen, das in diesem Zusammenhang überwiegen sollte, oder? Ich komme vom Weg ab, schließlich sollte es um sie gehen und nicht um mich. Daran glaube ich doch heute genauso wie in diesem Café: dass ich ihr etwas geben kann. Oder etwa nicht?

Ich habe sie schon einmal beinahe gebrochen, trotz all ihrer Stärke. Das darf sich nicht wiederholen, auf gar keinen Fall! Also gut – dann sollte ich mich wohl besser endlich zusammenreißen. Das Nudelwasser nicht überkochen zu lassen, wäre sicher auch keine schlechte Idee.



EINS

Mittlerweile grüßen mich die Autobahnausfahrten wie alte Freunde. Vor sechs Wochen wollte ich an jeder einzelnen von ihnen abfahren und umdrehen, zurück nach ... Ja, wohin eigentlich? Nach Hause?

Die kleine Wohnung, in die ich nach der Trennung von Stefan gezogen bin, ist momentan vor allem der Ort, an dem ich arbeite. Als Zuhause würde ich sie nicht bezeichnen. Wahrscheinlich werde ich das auch nie. Sie hat keine Wurzeln in der Vergangenheit, und sie enthält kein Versprechen auf irgendeine Zukunft. Diese Wohnung ist ganz und gar Gegenwart, eine endlose Momentaufnahme des Wartens auf ... irgendetwas. Wie der Kokon eines Schmetterlings.

Ich lächle bei dem Gedanken, weil es tatsächlich Momente gibt, in denen ich mich so fühle: als würde ich mitten in einer Metamorphose stecken, auf dem Weg zu etwas Neuem, und das zu einem Zeitpunkt in meinem Leben, als ich dachte, die Weichen wären endgültig gestellt. Jetzt hört sich das deprimierend an, nach einer vorzeitigen Ausschließlichkeit. Früher klang es vor allem beruhigend. Zu wissen, wer ich bin; woher ich komme und wohin ich gehe. Und weshalb. Weil ich Entscheidungen

getroffen hatte, schlechte und gute, und weil ich bereit war, zu akzeptieren, was ich ohnehin nicht ändern konnte. Diesen Grauschleier zum Beispiel, der sich nach und nach über mein Leben gelegt hatte wie etwas, das zum Erwachsensein einfach dazuzugehören schien. Dann kam Morgan und hat alles infrage gestellt, was ich über mich und mein Leben zu wissen glaubte. Er hat die Farben aufleuchten lassen wie in der Waschmittelwerbung, wenn sich besagter Grauschleier wie durch Zauberhand von all den bunten Sommerkleidern hebt. Und er hat die Schatten zurückgebracht, hat ihnen eine Substanz, eine Macht verliehen, die ich mehr als zehn Jahre nicht gespürt hatte.

In Stefan hatte ich einen Menschen gefunden, bei dem ich mir einreden konnte, dass sie nur ein Hirngespinnst waren, meine Seelenschatten – maximal eine seltsame Befindlichkeit, die man am besten einfach ignoriert, wenn sie sich von Zeit zu Zeit bemerkbar macht. Und auch wenn die Welt ein wenig blasser geworden war, ein wenig konturloser, ärmer an Kontrasten – wie ein altes ausgebliebenes Foto eben –, habe ich die meiste Zeit wirklich geglaubt, ich wäre glücklich. Es war gut so, wie es war: ruhig, verlässlich und sicher.

Bis es eben nicht mehr gut war.

Warum? Weil ich gemerkt habe, dass ich mich selbst betrogen habe?

Auf manchen Seelen liegen Schatten. Sie sind wie Leberflecke: vielleicht nicht besonders hübsch, aber dennoch ein Teil von uns. Deshalb verschwinden sie auch nicht einfach, nur weil wir glücklich sind. Da draußen, in der stofflichen Welt, sind Schatten umso schärfer umrissen, je heller das Licht ist. An einem trüben Tag wirft

nichts einen Schatten, richtig? Im hellen Sonnenlicht dagegen sind die Schatten klar und schwarz. Warum sollte das hier drinnen anders sein? Vielleicht waren sie deshalb so lange beinahe unsichtbar, meine Seelenschatten.

Dabei hat Stefan nie von mir verlangt, dass ich mich ändere, die Welt anders sehe, an andere Dinge glaube. Er war für mich da, als ich mich in den Schatten verloren hatte. Und wie habe ich ihm das gedankt?

Ich blinzele ein paar Mal, weil eine verschwommene Sicht beim Autofahren keine gute Idee ist; schon gar nicht bei diesem trüben Winterwetter, auch wenn die Straße schneefrei und trocken ist.

Eine große blaue Tafel rechts neben dem Seitenstreifen der A7 weist mich darauf hin, dass es nur noch hundertsechzig Kilometer bis Frankfurt sind, über die Hälfte der Strecke habe ich also schon wieder geschafft. Zweimal die Woche gute vier Stunden Fahrt, wenn der Verkehr mitspielt – Freitagnachmittag bis kurz vor Frankfurt, Montagmorgen, nicht allzu früh, wieder zurück ins Allgäu –, haben definitiv den Nachteil, zu viel Zeit zum Nachdenken zu bieten. Dabei ist mir durchaus klar, dass mein schlechtes Gewissen Stefan gegenüber eine eingebildete Buße ist, die niemandem nützt. Mich jetzt schlecht zu fühlen, ändert nichts an dem, was geschehen ist. Was ich getan habe. Außerdem ist es unfair Morgan gegenüber. So soll ein Anfang nicht sein!

Etwas unbeholfen, aber vorschriftsmäßig ohne den Blick von der Straße zu nehmen, taste ich an der Mittelkonsole nach den Bedienelementen fürs Radio. Über eine Lenkradsteuerung verfügt mein kleiner Seat leider nicht. Abrupt endet das gleichförmige Gedudel irgendeiner

Nachmittagssendung, als ich endlich den richtigen Knopf gefunden habe. Während das leise Surren zu hören ist, mit dem die MP3-CD im Laufwerk eingelesen wird, drehe ich schon mal die Lautstärke höher. Im nächsten Moment purzeln ein paar heitere Synthesizer-Sounds aus den Boxen, erst auf der rechten, dann auf der linken, dann wieder auf der rechten Seite. Auf einer ordentlichen Surround-Anlage hört sich das richtig gut an! Das weiß ich, weil ich dieses Intro ebenso in- und auswendig kenne wie das von so ziemlich jedem anderen No-Way!-Song. ›Echoes‹ ist der erste Titel auf ihrem letzten Album, und schon hüllt Morgans Stimme mich in ein fröhlich-warmes Timbre, das nicht so recht zu den Lyrics passen will.

Echoes keep on calling like a siren song,
though back is no direction, neither right nor wrong
Echoes ... *echoes* ... *echoes* ... *echoes*
Echoes of your mind,
echoes of your soul,
of what's left behind,
in the deepest hole.

So viel also dazu: Heißt das jetzt, ich soll es gut sein lassen, weil es ohnehin kein Zurück gibt – oder dass ich mein Chaos besser aufräumen sollte, bevor es mich für den Rest meines Lebens verfolgt? Hm. Das hat man wohl davon, wenn man sich von jedem Song persönlich angesprochen fühlt: mehr Fragen als Antworten. Geschieht mir recht. Möglicherweise wird hier ja auch nur ein Ist-Zustand beschrieben, ohne irgendeinen Rat zu erteilen. Vielleicht sollte ich also einfach die Musik genießen, statt mir über

die Bedeutung jedes einzelnen Wortes den Kopf zu zerbrechen.

Der Song hat eine beschwingte Grundstimmung, die mich den Rhythmus aufs Lenkrad trommeln lässt. Prompt sehe ich Morgans Lächeln vor mir, auf der Bühne vor bald drei Jahren: strahlend, mit diesem herausfordernden Funkeln in den Augen. »Echos« war einer der drei Songs des Albums, die es bei der Tour auf die Setlist geschafft haben. Genauer gesagt der Eröffnungssong jenes Konzerts, das Stefan und mich nach München und schließlich vollkommen arglos in diesen Burger King geführt hat. Wer rechnet denn auch damit, dass der Besuch eines Fast-Food-Restaurants sein Leben ändert? Aber da saßen sie, wie der lebende Beweis für die Möglichkeit des Unmöglichen: Alex, Sven – und Morgan.

Nach diesem Abend habe ich mich innerlich über mich selbst lustig gemacht: darüber, wie sehr es mich erleichtert hat, dass er tatsächlich ein ganz normaler, ausgesprochen netter Mensch zu sein schien – als wäre ich in eine tiefe Sinnkrise gestürzt, wenn der Mann, dessen Musik ich so liebe, sich als selbstverliebter Schnösel herausgestellt hätte. Vor allem aber darüber, wie hingerissen ich war, Morgans hübsches, schmales Gesicht gleichzeitig *live und* ganz aus der Nähe betrachten zu können; von den Grübchen, die jedes Lächeln auf seine Wangen gezaubert hat, und von den tausend winzigen Lachfältchen um seine Augen.

Überhaupt, diese ausdrucksvollen dunklen Augen, die die ganze Zeit mit mir zu sprechen schienen, selbst wenn Morgan überhaupt nichts gesagt hat. Vielleicht sogar gerade dann. Ich hatte zwar geglaubt, ich wäre viel zu abgeklärt für so eine spätpubertäre Schwärmerei, aber da hatte ich

mich selbst wohl ein klein wenig überschätzt. Egal, andere Frauen in meinem Alter schwärmen heimlich für Brad Pitt, George Clooney oder Johnny Depp, und ihre Ehemänner, die den Genannten meist nicht einmal annähernd ähneln, müssen damit leben. Und träumen vermutlich ebenso heimlich von Angelina Jolie, Kim Basinger oder Jennifer Lopez. Also was sollte das schon zu bedeuten haben?

Abgesehen davon war ich wirklich glücklich mit Stefan an diesem Abend. Wir haben Händchen gehalten wie frisch Verliebte. Und Stefan ist ein attraktiver Mann, größer als Morgan, breitschultriger. Heller. Und das meine ich nicht nur auf die Haar- und Augenfarbe bezogen. Genau die Sorte Mann, die ein wohlmeinender weiser Ratgeber wohl für mich ausgesucht hätte: verlässlich, treu, beständig. Bodenständig, im besten Sinne des Wortes. Keine Allüren, keine schrägen Ideen, kein Hadern mit dem Unabänderlichen. Wenn irgendwo eine Wand im Weg ist, geht Stefan eben außen herum. Oder er nimmt die Tür, wie normale Menschen das so machen. Er fragt nicht, wie so die Wand überhaupt da steht. Oder ob sie echt ist.

Hätte ich wissen müssen, dass er mein Herz nicht erobern kann, weil er schon meinen Kopf für sich eingenommen hatte? Ist Liebe denn immer Unvernunft?

Selbst im Nachhinein fällt mir nicht ein vernünftiger Grund ein, weshalb ich mich von Stefan hätte trennen sollen. Natürlich hat er seine Macken – wie jeder einzelne Mensch auf dieser Welt. Aber keine dieser Macken war für mich persönlich unerträglich. Da war nur diese Sache mit den Farben.

Ich weiß, wie schwachsinnig sich das anhört. Ich kann wohl kaum verlangen, dass irgendjemand meine Entschei-

dung nachvollziehbar findet, wenn ich sie selbst nicht wirklich verstehe. Mein eigener Verstand war damals ja nicht einmal bereit, auch nur die Alarmsirenen einzuschalten wegen Morgan, weil allein der Gedanke so absolut und vollkommen abwegig war. Dafür hatte mein Herz längst eine neue Richtung eingeschlagen, unbeirrt von sämtlichen Widerständen und Leugnungsversuchen. Auf einmal kann ich es kaum noch erwarten, die letzten Kilometer bis Frankfurt endlich hinter mich zu bringen.

Es ist fast neunzehn Uhr, als ich schließlich vor dem großen zweiflügeligen Tor halte, das in Kombination mit der zwei Meter hohen Hecke nicht unbedingt einladend wirkt. Vielleicht liegt es daran, dass es schon seit über zwei Stunden dunkel ist, vielleicht auch daran, dass es eigentlich den ganzen Tag nicht wirklich hell war, oder auch einfach nur an der langen Fahrt. Jedenfalls bin ich plötzlich hundemüde und heilfroh, dass Morgan mir angedroht hat, mein Auto abschleppen zu lassen, falls ich weiter darauf bestehen würde, vor dem Grundstück zu parken und damit die Nachbarschaft zu verschandeln.

Ich krame im Handschuhfach nach der Fernbedienung für das Tor. Ohne diesen nützlichen Helfer, der Nora gehört hat, bevor sie hier ausgezogen ist, müsste ich aussteigen und den sechsstelligen Code von Hand an dem kleinen Kästchen eingeben.

Kaum habe ich die Tasten in der richtigen Reihenfolge gedrückt, schwingen die beiden Flügel nach innen auf. Während ich den Wagen die Auffahrt entlang rollen lasse, öffne ich mit einem weiteren Knopf auf der Fernbedie-

nung das Tor der Doppelgarage, die linkerhand an die Villa angebaut ist. Nora hatte den Stellplatz direkt neben der Brandschutztür, die Garage und Haus verbindet. Ich wundere mich ein wenig, dass Morgan noch nicht im Türrahmen steht, als ich ausgestiegen bin – aber nur solange, bis ich die schwere Tür mit der Schulter aufgestemmt habe und mir das unverkennbare Aroma von gedünstem Knoblauch entgegenweht. Augenblicklich läuft mir das Wasser im Mund zusammen.

»Küche«, ruft Morgan unnötigerweise. Deshalb sollte ich ihm also eine WhatsApp schicken, wenn ich die Autobahn verlasse.

»Ich kann es riechen«, antworte ich lachend und nehme die kleine Wanderung vom einen Ende des Hauses zum anderen in Angriff.

Im Wohnzimmer und im Esszimmer ist keine Lampe an. Zwar leuchtet von drüben der bogenförmige Durchgang zur Küche einladend in goldenem Licht, das sich auf dem weißen Parkettboden spiegelt. Aber an den Rändern und über meinem Kopf verliert sich das Erdgeschoss der Villa in Dunkelheit. Als würde gleich hinter oder über mir die Welt enden ...

Also wirklich, was ist heute nur wieder mit mir los? Ich schüttele mich, um den unheimlichen Gedanken loszuwerden, und biege zwischen zwei schmalen Mauernischen noch kurz rechts ab, um Stiefel und Jacke in die Garderobe zu befördern. Dann lasse ich mich von Licht und Duft gleichermaßen die letzten paar Meter in die Küche ziehen.

Morgan steht mit dem Rücken zu mir an der Kochinsel und rührt in einer Pfanne, aus einem großen Topf quillt Wasserdampf zur Dunstabzugshaube empor. »Da bist du

ja endlich«, sagt er, ohne sich umzudrehen, »Hätte ich den Weg besser ausschildern sollen?«

Ich kann sein Grinsen hören, schlinge ihm von hinten die Arme um die Taille und lege mein Kinn auf seine Schulter. »Blödmann«, hauche ich direkt in sein Ohr.

Morgan lacht, dann hält er mir mit den Worten »Vorsicht, heiß« einen Löffel an die Lippen.

Die Steilvorlage entlockt mir ein albernes Kichern. »Das ist mir schon vor zwanzig Jahren aufgefallen!«

Damals habe ich ihn das erste Mal auf einer Bühne stehen sehen. Morgans Stimme nur zu hören, ist schon ein Erlebnis für sich: Wenn er singt, vibriert etwas darin, kraftvoll und so lebendig, dass es dich in den Arm nehmen und trösten kann, obwohl du vollkommen allein bist im Raum. Aber ihn live zu erleben, diese unbändige Energie zu spüren, mit der er einen ganzen Saal voller Menschen regelrecht elektrifiziert ... Ich puste etwas übertrieben auf den Löffel und probiere: Ein cremiges Weißweinaroma mit einer deutlichen Knoblauchnote lässt mich genießerisch aufseufzen. Mit den Zähnen angele ich einen Shrimp vom Löffel. »Lecker«, lasse ich Morgan wissen und knabbere auch gleich noch ein bisschen an seinem Ohr-läppchen.

»Teenager«, brummt der Mann, der mir uneinholbare elf Jahre Lebenserfahrung voraushat. Seine Schulter unter meinem Kinn bebt vor unterdrücktem Lachen.

Es sind noch ziemlich genau zweieinhalb Monate bis zu meinem vierzigsten Geburtstag, aber jetzt gerade fühle ich mich tatsächlich eher wie ein Teenager.

»Kaum zu glauben, dass zwischen Montag und Freitag nur drei Tage liegen.« Morgan versucht, den Nudeltopf

trotz meiner Umklammerung unfallfrei zur Spüle zu tragen, um das Wasser abzugießen. »Ich habe dich vermisst.«

»Ich dich auch.« Dass mir irgendwelche seltsamen Gedanken diesen Augenblick verderben, werde ich einfach nicht zulassen!

Morgan hat mich schon mal ins Wohnzimmer geschickt, während er den Tisch abräumt und die Küche in Ordnung bringt. Er meint, wenn ich helfen würde, wäre es keine richtige Einladung.

Ich habe nur die Strahler eingeschaltet, die auf die großformatigen Bilder an den Wänden gerichtet sind. Irgendwo da hinten ist die Glasfront zum Garten als schwacher Schimmer zu erahnen. Ein bisschen fühle ich mich wie in einer Kunstgalerie, während ich zwischen den gemauerten Ecken umherwandere, die dem Wohnbereich den Anschein eines Zimmers geben, und das Meer betrachte: Die meisten Bilder zeigen den Blick von einer Klippe hinunter in eine Bucht zu unterschiedlichen Tages- und Jahreszeiten. Schroffe schwarze Felsen ragen aus Wasser, das erst glasgrün im Sonnenlicht leuchtet, nur um auf der nächsten Aufnahme sturmgrau gegen das Land anzurennen, dass die Gischt nur so spritzt. Ein Gemälde zeigt den Ozean in tiefstem Nachtschwarz, auf dem das Mondlicht schimmert, während winzige Wellen von lang vergessenen Geheimnissen flüstern. Auf einem anderen ist sein glatter blauer Spiegel kaum vom Himmel zu unterscheiden – als wären Oben und Unten nur eine Illusion.

Vielleicht liegt es am vielen Weiß in der Villa, jedenfalls könnte ich mich stundelang in den Anblick dieser Bilder vertiefen, bis ich das Rauschen von Wind und Wellen hören und Salz in der Luft schmecken kann.

Diesmal unterbricht Morgan mich, bevor ich meinen Rundgang ganz beendet habe. Er schaltet das Licht aus und den Fernseher ein, der sich auf einen weiteren Knopfdruck in einen virtuellen Kamin in Lebensgröße verwandelt. Es braucht nicht viel Fantasie, um die Wärme der fröhlich flackernden Flammen auf Händen und Gesicht zu spüren.

Wir lassen den Abend auf dem mittleren der drei weißen Veloursledersofas ausklingen. Aus den versteckt angebrachten Boxen hüllen uns passenderweise die sphärischen Klänge von ›Like a Sea of Flames‹ ein. Offenbar hat Morgan in letzter Zeit eine Vorliebe für De/Vision. Eine zusammengelegte Decke auf dem Couchtisch dient ihm als Fußablage – mir erspart sie netterweise den Anblick des gruseligen Tischfußes, der mich jedes Mal an eine Kreatur von H. P. Lovecraft erinnert.

Da sind sie ja schon wieder, diese lästigen finsternen Gedanken! Ein kleines bisschen trotzig kuschle ich mich an Morgans Schulter und hefte den Blick auf seine Zehen, die die Flammen im Rhythmus der Musik zu dirigieren scheinen. Dass er selbst im Winter am liebsten barfuß herumläuft, lässt mich lächeln: eine harmlose und zugleich viel-sagende Marotte. Ob die Villa wohl deshalb mit einer Fußbodenheizung ausgestattet ist? Die sorgt jedenfalls für ein ausgesprochen angenehmes Raumklima – wenn man nicht gerade vergisst, die Haustür zu schließen, aber das ist eine andere Geschichte.

»Darf ich dich mal was fragen?« Morgans Kinn bewegt sich beim Sprechen leicht auf meinem Kopf.

»Klar«, antworte ich, und hoffe, dass es nicht allzu misstrauisch klingt. Die Tatsache, dass er fragt, ob er fragen darf, statt es einfach zu tun, hat mich aufhorchen lassen, ob ich das nun will oder nicht.

Morgan rutscht ein wenig nach unten, damit er mir ins Gesicht sehen kann. Ich warte darauf, dass er seine Frage stellt, stattdessen fixiert er mich einfach nur mit diesen dunklen Augen, in denen der Widerschein des virtuellen Feuers flackert. Er weiß ganz genau, was passiert, wenn er mich so ansieht – Reh im Scheinwerferlicht –, und das nützt er schamlos aus. Ich blinzele und versuche, ihn in die Nase zu beißen, aber er ist schneller. Irgendwie schafft er es, gleichzeitig den Kopf zurückzuziehen und eine Hand unter meinen Pulli zu schieben, um mich direkt unterhalb der letzten Rippe ganz leicht zu kitzeln. Ich quiet-sche. Morgan lacht.

»Gibt es eigentlich einen Grund, weshalb dein Home-office im Allgäu sein muss?«, fragt er dann beiläufig. »Achthundert Kilometer jede Woche sind doch eine ganz schöne Strecke. Und zufällig steht oben ein Arbeitszimmer leer – da könntest du sogar die Tür hinter dir zumachen.«

Darum geht es also. Es stimmt ja, dass ich meine Wohnung nur noch als Büro mit Übernachtungsmöglichkeit nutze. Weil wir es sonntags nie zeitig ins Bett schaffen und Morgan ohnehin ein Nachtmensch ist, findet unser Frühstück am Montag eher spät statt, sodass ich erst gegen Nachmittag wieder im Allgäu bin. Und wenn ich freitags wenigstens zum Abendessen hier sein möchte, muss

ich spätestens gegen fünfzehn Uhr gepackt haben und aufbrechen. Im Grunde geht mir durch die Fahrerei ein Arbeitstag verloren, wodurch ich von Dienstag bis Donnerstag entsprechend mehr erledigen muss. Außerdem habe ich in meiner Wohnung nicht mal ein richtiges Arbeitszimmer mit einer Tür zum Zumachen: Mein Schreibtisch ist nur durch einen Raumteiler vom Wohnzimmer abgetrennt.

Das mit der Tür war natürlich auch eine Anspielung darauf, dass ich an unserem zweiten Wochenende hier ein eiliges Gutachten für Maike fertigmachen musste, weil ich es unter der Woche nicht ganz geschafft hatte. Ich habe mich an den Esstisch gesetzt, an dem man bequem zu acht Platz findet – und festgestellt, dass ich mich einfach nicht konzentrieren kann mit so viel ... *Raum* um mich herum. Ständig hatte ich so ein Kribbeln im Nacken, als könne sich irgendetwas anschleichen, während ich in meine Arbeit vertieft bin.

Dieser Tischfuß hier zum Beispiel: Die weiß lasierten, in sich verdrehten Stränge sehen aus wie die Wurzeln einer Mangrove, die auf dem Kopf steht. Oben wachsen aus dem Holzknoten lauter kleine Stummelärmchen heraus, auf denen die Tischplatte ruht. Aus dem Augenwinkel betrachtet scheinen sich die Windungen im Holz ganz langsam zu bewegen, sich gegeneinander zu verschieben, als wollte der Fuß jeden Moment mit einem peitschenartigen Knall einen langen, glitschigen Tentakel durch die Glasplatte stoßen. Absurd, ich weiß! Trotzdem habe ich gefühlt tausend Mal über die Schulter gesehen, statt mit den Gedanken bei meiner Arbeit zu bleiben, was nicht sehr produktiv war.

Morgans Frage ist also mehr als berechtigt: Die Fahrerei ist sowohl Zeit- als auch Geldverschwendung und eine Umweltsünde obendrein, denn wo ich meine Übersetzungen mache und Gutachten schreibe, ist meinen Auftraggebern herzlich egal. Dafür spielt das *Wann* häufig eine entscheidende Rolle, sodass ich auch mal am Wochenende arbeiten muss. Was hier am Esstisch definitiv keine gute Idee ist. Theoretisch könnte Morgan auch zu mir kommen. Nur müsste er dann auf dem Sofa übernachten, weil mein winziges Schlafzimmer gerade eben so einem Einzelbett und einem Kleiderschrank Platz bietet. Und das Arbeitszimmer hier nur sporadisch für Wochenendarbeit zu nutzen, wäre eine Nicht-Entscheidung ...

Warum denkst du dann überhaupt darüber nach und sagst nicht einfach ›Ja‹ zu seinem Angebot? Meine innere Stimme gibt sich heute zur Abwechslung mal scheinheilig arglos. Dabei wissen wir beide ganz genau, was mich zögern lässt: Nora.

Das Arbeitszimmer, das jetzt leer steht, war ihres. So wie die Fernbedienung fürs Tor, der Garagenstellplatz und die Hälfte des Kleiderschranks im Schlafzimmer, in dem mittlerweile schon ein buntes Sammelsurium an Kleidungsstücken von mir hängt, die ich entweder daheim nicht brauche oder doppelt habe. Vor ein paar Wochen hatte ich nämlich tatsächlich keinen Bikini dabei, als Morgan spontan in die Therme wollte. Auch im Badezimmer habe ich mich schon breit gemacht, weil es einfach praktisch ist, nicht immer alles hin und her schleppen zu müssen. Dann wäre da noch die Matratze, auf der ich nachher schlafen werde.

Vergiss den Mann nicht, mit dem du das Bett teilst, merkt meine Ratgeberin an, hilfsbereit wie stets. Den übrigens sie verlassen hat und nicht umgekehrt, falls dir das entfallen sein sollte. Du weißt schon, was du hier tust, oder? Süffisant.

Ja, Nora hat sich von Morgan getrennt. Wegen Sören, mit dem sie glücklich ist. Mit mir hatte das im Grunde nichts zu tun. Was allerdings rein gar nichts daran ändert, dass ich mir damals etwas vorgemacht habe. Wenn ich ehrlich gewesen wäre zu mir und allen anderen – hätte ich mir dann vielleicht sogar gewünscht, dass die beiden sich trennen?

Damals dachte ich, ich würde ihnen helfen, ihre Probleme in den Griff zu bekommen; ich wäre so eine Art Übersetzer für sie. Deshalb habe ich mich um Morgan gekümmert. Jedenfalls habe ich mir das eingeredet. Aber was habe ich wirklich getan?

Ich muss unwillkürlich schlucken. Puh. Was tue ich *hier* gerade? Nicht nur im Moment – schon den halben Tag? Erst Stefan und jetzt Nora. Da sind die seltsamen Auswüchse meiner Fantasie bezüglich großer dunkler Räume und eines harmlosen Tischfußes nur noch das Tüpfelchen auf dem i. Warum suche ich ständig nach einem Haar in der Suppe? Weil ich glaube, das hier nicht verdient zu haben? Will ich mich selbst bestrafen für ... diese Sache, trotz allem, was Morgan im Café dazu gesagt hat? Ganz fertig bin ich noch nicht damit, das merke ich schon daran, dass ich keinen Namen dafür habe: der Zwischenfall, die Nachrichtenmeldung, die Sache mit der Pistole – alles nur Umschreibungen, Synonyme für etwas, dem ich keinen Stempel aufdrücken möchte, solange ich nicht weiß, was es wirklich war. *Er wollte, aber er konnte nicht.* Das waren

Noras Worte, es war das, was Morgan zu Alex gesagt haben soll. Ich weiß nicht mal, ob Nora das von Alex selbst weiß oder ob sie es über Sven erfahren hat. Und wir haben es beide vermieden, es zu benennen, dieses Etwas, das Morgan angeblich gewollt hat.

Der Einzige, der dem Ganzen einen Namen geben könnte, ist Morgan selbst. Nur halte ich es für keine gute Idee, ihn danach zu fragen. Ich will ihn nicht daran erinnern, solange er das nicht von sich aus möchte. Und ganz sicher will ich nicht, dass er denkt, dass ich mich immer noch schuldig fühle deswegen. Obwohl ich das möglicherweise tue. Ich *weiß*, dass ich nicht schuld bin. Und Morgan ist ... Er ist das eine und gleichzeitig sein Gegenteil, Licht und Schatten im selben Moment. In seiner Nähe ist der Abgrund niemals fern. Das ist etwas, das er und ich gemeinsam haben, und ich kann nicht sagen, ob es uns gelingen kann, zusammen das Gleichgewicht zu halten, ob wir uns gegenseitig stützen können, oder ob das Kraftfeld zwischen uns am Ende einen Strudel entstehen lässt, der uns beide in den Abgrund saugt.

Aber all das war mir auch vor sechs Wochen schon bewusst, als ich auf der Autobahn nicht kehrt gemacht habe. Also was zum Teufel will ich mir selbst gerade sagen?

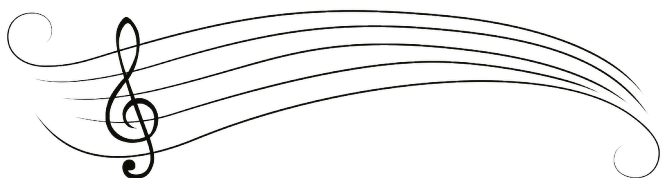
»Hey.« Morgan unterbricht meine mäandernden Gedanken. Er sieht mich immer noch an, den Kopf ganz leicht zur Seite geneigt, und streicht sich diese eine Haarsträhne aus der Stirn, die ihm bei jeder schnelleren Kopfbewegung bis über die linke Augenbraue rutscht.

Mist, wie lange wartet er jetzt schon auf eine Antwort? Ich will wirklich irgendetwas sagen, aber außer einem ziemlich lahmen »Äh ...« kommt nichts über meine Lippen.

Morgan lächelt. »Ich wollte dich nicht überrumpeln. Denk einfach mal drüber nach, okay?«

Ich nicke, übertrieben heftig. Nein, er ist ganz sicher nicht perfekt – aber verdammt nahe dran!

Über den Fernsehschirm flackert ein fröhliches Feuer, das niemals erlöschen wird, der Raum ist erfüllt von den sanften, mit leiser Melancholie durchwebten Klängen von De/Vision, und Morgan streckt sich auf dem Sofa hinter mir aus und zieht mich dann zu sich herunter. Er öffnet meinen Pferdeschwanz und spielt mit meinen Haaren, wickelt sich einzelne Strähnen um den Finger und streicht mit den Spitzen wie mit einem Pinsel über meinen Nacken, was wohlige Schauer über meinen Körper rieseln lässt. *Dumme Gans*, schelte ich mich selbst, *warum überlässt du es nicht einfach den anderen, dir das Leben schwer zu machen?* Eigentlich ist das eine hervorragende Idee, nur können die das leider nicht halb so gut wie ich.



ZWEI

Außer meinem Laptop habe ich diesmal auch den Drucker mitgebracht und den großen Bildschirm, den ich zum bequemeren Arbeiten auf meinem Schreibtisch stehen habe. In den drei Umzugskartons, die gerade eben so in meinem Seat Platz gefunden haben, befindet sich eine Mischung aus Kleidungsstücken, den Ordnern mit Unterlagen für Steuern, Versicherungen und so weiter und Dingen, die ich zwar nicht unbedingt brauche, aber einfach gerne um mich habe, wie zum Beispiel etliche Bücher, CDs und Blu-rays.

Das Nachdenken über Morgans Angebot habe ich letztes Wochenende schon am Samstagmorgen mit einer Entschuldigung für mein schräges Verhalten beendet und ihm gesagt, dass ich wirklich gern auf die Fahrerei verzichte. Alles andere wäre schließlich kompletter Unsinn gewesen.

Diesmal steht Morgan in der Verbindungstür zum Haus, als ich in die Garage fahre. Er muss die Einfahrt beobachtet haben, immerhin bin ich viel zu spät dran, dank gleich dreier hartnäckiger Staus, die vermutlich dem Nieselregen geschuldet sind. Aus den geplanten vier Stunden sind so über fünf geworden. Ich bin bloß froh, dass wir

das Auto im Trockenen ausladen können: Januar-Regen ist so ziemlich der unangenehmste, den ich kenne. Er verschluckt jedes noch so kleine Bisschen Tageslicht, und wenn man mit ihm in Berührung kommt, entzieht er einem mit nadelspitzen Tropfen-Zähnen im Nu die Körperwärme.

Während ich mich noch aus dem Auto schäle, hat Morgan schon den Kofferraum geöffnet und den ersten Karton herausgehoben. »Bist du sicher, dass du da auch was reingepackt hast?« Er sieht aus, als würde er das Ding gern auf einer Fingerspitze balancieren, wenn es dazu nicht viel zu unhandlich wäre. »Willst du dich draufsetzen?«, fragt er, als er an mir vorbeikommt.

Ich schneide ihm eine Grimasse und mühe mich mit dem Karton auf der Rückbank ab. Wenigstens ist die Brandschutztür zur Villa an einem Stopper im Boden eingerastet, sodass sie nicht zufallen kann. Bis ich es mit meinem Karton quer durchs Erdgeschoss zur Treppe in den ersten Stock geschafft habe, kommt Morgan mir schon wieder entgegen. Ich funkele ihn an, bevor er fragen kann, ob er mir meine Last abnehmen soll. Er grinst, zuckt die Achseln und schlendert pfeifend zurück zur Garage. Ich erkenne ›Living on Video‹, was nicht gerade eine Herausforderung ist, und frage mich, ob er mir damit etwas sagen will oder einfach nur unverschämte gute Laune hat. Eine Computerfantasie ist das hier jedenfalls ganz sicher nicht, es sei denn, es wäre bereits der virtuelle Schweiß erfunden worden.

Zum Glück befindet sich mein neues Arbeitszimmer gleich gegenüber vom Treppenaufgang. Der Karton landet etwas unsanft auf dem Boden, dann sehe ich mich erst

mal um: Der Raum ist voll möbliert, was daran liegt, dass Nora die Sachen in ihrer neuen Wohnung nicht gebrauchen konnte. Morgan wollte sie austauschen, aber das wäre Verschwendung gewesen. Anders als im restlichen Haus ist die Einrichtung nicht weiß, sondern klassisch-schlicht in hellen, warmen Holztönen gehalten. Vor dem Fenster mit Blick auf den Garten steht ein großer L-förmiger Schreibtisch, an der rechten Wand zwei Schränke für Aktenordner oder Ähnliches, dazwischen eine Kombination aus Schrank und Vitrine, und an der linken Wand ein kleines weinrotes Plüschsofa mit einem runden Beistelltischchen aus Glas.

Ich habe eben den ersten Schrank geöffnet, als Morgan mit dem dritten Karton hereinkommt, immer noch pfeifend. Diesmal ist es ›Wind of Change‹, was ihm einen schrägen Seitenblick von mir einbringt.

Vor mir im obersten Schrankfach stehen ordentlich nebeneinander zwei schmale und ein dicker Ordner, beschriftet mit *Website*, *Facebook & Co.* und *Snuggles*. Ich lächle, als ich den Spitznamen des Managers von No Way! lese, den Alex ihm verpasst hat, weil er ihn in allen Belangen an die findige Comicfigur erinnert. Ich bin dem Mann zwar noch nie begegnet, trotzdem ist er mir irgendwie sympathisch, auch wenn er letztes Jahr mehrfach versucht hat, Morgan zur Teilnahme an einer Castingshow zu überreden – als Juror natürlich, nicht als Talent. Das Ganze sollte No Way! mehr PR bringen, zusätzliche Aufmerksamkeit für das nächste Album. Vor allem Alex war nicht besonders glücklich darüber, dass Morgan das Angebot hartnäckig abgelehnt hat.

»Ups«, sagt der verhinderte TV-Star hinter mir, »erzähl

das bloß nicht Nora, dass die immer noch hier stehen, sie hatte mich extra dran erinnert – zwei Mal.« Morgan grinst wie ein Schuljunge, der sich erfolgreich um die Hausaufgaben gedrückt hat. »Irgendwo müsste auch noch so eine Plastikkiste mit dem Best-of unserer alten Fanpost sein. Ich räume die Sachen einfach schnell zu mir rüber, da ist genug Platz.«

Dass Nora Snuggles' Ansprechpartnerin für die meisten Marketing-Fragen war, hat sie mir mal erzählt. Das sind genau die Dinge, mit denen Morgan sich weniger gern befasst, und Sven und Alex waren auch dankbar, sich darum nicht kümmern zu müssen. Ich frage mich, ob sich im Moment überhaupt jemand zuständig fühlt; zumindest die Unterlagen scheint seit Noras Auszug niemand vermisst zu haben. »Du kannst die Ordner auch gern einfach stehen lassen«, sage ich deshalb. »Meine passen locker daneben.«

»Unsinn, bei mir stören sie genauso wenig, und das soll schließlich dein Zimmer werden. Wo ist denn nur diese Kiste ...« Morgan beugt sich vor, zieht die Schranktüren unter der Vitrine auf und zuckt im nächsten Moment so heftig zurück, als wäre ihm etwas entgegengesprungen – mit ausgefahrenen Krallen und Gift spuckend, seinem Gesicht nach zu urteilen, das alle Farbe verloren hat.

Das ist es also, das erste Mal. Nicht, dass ich das noch nie erlebt hätte, dass die Stimmung kippt, von einer Sekunde auf die andere. Der Auslöser kann im Grunde alles sein: eine scheinbar harmlose Frage, ein Song, eine Nachrichtenmeldung, oder einfach irgendeine Erinnerung, die ohne besonderen Grund aufsteigt. Aber es ist das erste Mal, seit ich mich entschieden habe – wie hat Morgan das

ausgedrückt? –, mich von meiner kleinen Insel herunterzuwagen. Ins Wasser zu springen. Zu ihm.

Diesmal befindet sich der Auslöser offensichtlich im Schrank. Ich wage an Morgan vorbei einen Blick hinein. Ganz unten, in der hinteren linken Ecke, steht eine graue Pappschachtel von der Größe eines großen Schuhkartons. Ansonsten sind die beiden Fächer leer. Wenn Blicke töten könnten, würde die Schachtel in diesem Moment in Flammen aufgehen, da gehe ich jede Wette ein. Ich berühre Morgan sacht an der Schulter. »Hey – alles in Ordnung?«

Er schüttelt meine Hand ab und bückt sich mit einem Schnauben, das auch ein unterdrückter Fluch sein könnte, nach der grauen Kiste. Schuhe sind ganz sicher nicht darin. Im nächsten Moment sagt er: »Entschuldige, ich wollte nicht ... In dem Ding sind ein paar Sachen von meinem Vater. Ich hatte völlig vergessen, dass der Kram noch da ist.« Mit der Schachtel in den Händen richtet Morgan sich auf und sieht mich an. Der Versuch eines Lächelns zuckt über sein Gesicht und lässt es für einen winzigen Augenblick aufleuchten wie ein Blitz eine nachtdunkle Landschaft. Ich warte auf den Donner und kann ihn im selben Moment in seinen Augen sehen. »Gott! Ich wünschte, ich könnte das endlich vergessen! Warum sind Erinnerungen wie Bumerangs, hm? Fliegen dir um die Ohren, wenn du gerade gedacht hast, du hättest sie endgültig aus deinem Blickfeld befördert. Warum kann ich das nicht einfach hinter mir lassen, in eine verdammte mentale Mülltonne stopfen und den beschissenen Deckel zuschlagen?«

Die Frage ist wohl eher rhetorischer Natur. Und selbst wenn nicht, wäre jetzt kaum ein günstiger Zeitpunkt für

eine Unterhaltung über den Unterschied zwischen Verarbeiten und Verdrängen. Bei allem, was ich über Morgans Eltern weiß – über seine Mutter, die sich das Leben genommen hat, als er gerade mal dreizehn war, und über seinen Vater, dem er daran mindestens so viel Schuld gibt wie sich selbst, obwohl er Letzteres noch nie offen ausgesprochen hat, jedenfalls nicht mir gegenüber –, überrascht mich die Heftigkeit seiner Reaktion nicht wirklich. Was mich allerdings überrascht, ist die Tatsache, dass diese Schachtel hier ist, in Noras Arbeitszimmer. Nur ist für neugierige Fragen jetzt ebenfalls kein günstiger Zeitpunkt. Und ganz sicher ist ein Lächeln eine völlig unangemessene Reaktion – trotzdem kann ich nichts dagegen tun, dass es unwiderstehlich an meinen Mundwinkeln zupft. Morgan ist einfach hinreißend, wenn er sich ärgert: wie er sich durchs Haar fährt, das ohnehin keiner Ordnung zu gehorchen scheint, wie seine Nasenflügel sich aufblähen und in seinen dunklen Augen Kohlestücke zu glimmen beginnen ...

Jetzt gerade ziehen diese Augen sich allerdings zu schmalen Schlitzen zusammen. »Schön, wenn wenigstens einer von uns Spaß hat«, knurrt er. Und schiebt sich, die Schachtel unter den Arm geklemmt, an mir vorbei aus dem Raum.

Mist! Warum muss ich auch grinsen wie ein verknallter Teenager? Das sah sicher aus, als würde ich ihn nicht ernst nehmen. Kaum zu glauben, dass es Menschen gibt, die noch mal siebzehn sein wollen. Ich gehe Morgan nach, wozu ich lediglich den Flur überqueren muss, klopfe an und schiebe die Tür zu seinem Arbeitszimmer sicherheits halber auch gleich auf, nicht dass er noch auf die Idee kommt, mich wegzuschicken.

»Tut mir leid«, sage ich, bevor er sich ganz nach mir umgedreht hat. »Ich fand das nicht lustig, du warst nur so ...«

»Was?«, grummelt Morgan. Es klingt ein klein wenig versöhnlich.

»Hinreißend«, murmele ich. Ich starre auf meine Füße, weil mein Gesicht sich anfühlt, als würde ich es unter einen Heizstrahler halten. Konnte mir denn nichts Intelligenteres einfallen? Das wird ja immer besser!

Ein Lachen, wenn auch ein etwas unwilliges, lässt mich aufsehen. »»Hinreißend« also. Könntest du mich nicht vielleicht »hinreißend« finden, wenn ich mit mir und der Welt im Einklang bin?«

»Tue ich ja!« Ich zwingen mich, das Gefühl von sechzig Grad im Schatten zu ignorieren, das meine Haut wahrscheinlich gerade Blasen werfen lässt. »Genau genommen finde ich dich pausenlos hinreißend. Das macht es nur leider praktisch unmöglich, mich nicht andauernd wie eine Idiotin aufzuführen.« Ich versuche es mit der Andeutung eines Lächelns.

Meine Worte haben einen ähnlichen Effekt wie eine Welle auf Fußabdrücke im Sand: Sie scheinen Morgans Ärger endgültig fortzuspülen. Seine Züge glätten sich bis auf die Lachfältchen um seine Augen, und er kommt kopfschüttelnd auf mich zu. »Du bist einfach unmöglich.«

»Unmöglich hinreißend?«, flüstere ich und lege meine Stirn an seine.

»Unmöglich unwiderstehlich«, antwortet er, während seine Finger unter meinen Pulli schlüpfen und meine Wirbelsäule hinaufwandern wie über Klaviertasten.